Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Teichmann.

(3[illegible]. Fortsetzung.)

In der Redaktion war sie schon angemeldet. Der Chefredakteur empfing sie und legte ihr die Sache auseinander. Tägliche Arbeit: Redigierung der eingelaufenen Artikel, der belletristischen Manuskripte, Korrekturlesen, Maschinenschreiben. Arbeitszeit von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Zwei Stunden Mittagspause. Anfangsgehalt 80 Mark monatlich.

Gerta nickte nur immer. Sie hatte kein Verständnis für die Arbeit und nicht für die Niedrigkeit des Gehaltes, wenigstens vorläufig. Es sauste und schwirrte in ihrem Kopfe, wie im Maschinensaal der Seidenfabrik zu Hause.

Sie warf einen Blick durch die offene Tür in den Nebensaal. Dort saßen, abgeteilt voneinander, Männer und Frauen und arbeiteten, klapperten und schrieben. Sie hatte noch nie eine Redaktion gesehen. Interessiert flog ihr Blick umher. Hier also wurde das Schicksal so vieler Tausender entschieden, hier wurde Gericht gehalten über Gutes und Schlechtes. Von hier aus liefen die Fäden in die Welt, brachten sie Glück oder Enttäuschung den tausend Harrenden.

Der Chefredakteur machte eine Pause, die förmlich einen Abschnitt anzeigte zwischen dem geschäftliche und dem persönlichen Teil der Unterredung. Seine geschäftliche Miene nahm einen gemütlicheren Zug an, und er sagte:

„Es waren natürlich eine Menge Bewerberinnen um die Stelle da. Allein Frau Alma Koreus empfahl Sie mit so warmen Worten, daß wir gern die Wahl auf Sie fallen ließen. Frau Koreus war eine langjährige, treue Mitarbeiterin und Redaktrice."

„Wo ist sie jetzt, wenn ich fragen darf?"

„Vorläufig unternimmt sie Reisen durch die Schweiz und Frankreich. Wo sie sich ständig niederlassen wird, weiß ich leider nicht. Aber, da fällt mir ein, sie hinterließ einen Brief an Sie, Frau Heide. Hier ist er."

Der Redakteur entnahm einem Fach ein Kuvert, das er Gerta reichte. Sie hätte gern den Brief hier gelesen, doch der Chefredakteur setzte sich nicht mehr, er wollte wohl so die Beendigung der Unterredung andeuten. Gerta erhob sich und fragte, wann sie eintreten solle.

„Am Anfang der nächsten Woche, am Montag. In drei Tagen also. Sie werden noch verschiedenes zu tun haben. Hoffentlich richten Sie sich bald ein."

Gerta empfahl sich und las dann am Treppenabsatz draußen den Brief. Es waren nur kurz und flüchtig hingeworfene Zeilen.

„Meine liebe Frau Heide!

Wenn Sie den Brief erhalten, haben Sie schon den größten Zorn und die heftigste Enttäuschung überwunden. Ich konnte nicht anders, ich mußte schon fort. Ich hätte Sie sonst sicher empfangen und gebührend untergebracht. Doch wozu sollte ich einem fremden Menschen ein so ungeheures Opfer bringen? Und dann war das Alleinzurechtfinden eine gesunde Uebung für sie. Sie müssen härter werden, wenn Sie in unsere Reihen treten wollen. Den Weg ebnete ich Ihnen und kann nur sagen: Gehen Sie unentwegt weiter, wenn es auch noch schlechter kommt. Gott befohlen."

Etwas enttäuscht ließ Gerta den Brief in die Tasche gleiten. Das waren ziemlich allgemeine Redensarten, billige Gemeinplätze. Aber darin hatte sie recht: sie mußte härter werden.

Unten verabschiedete sie den Wagen und ging zu Fuß in ihre Wohnung. Es war nicht weit. Unterwegs kaufte sie eine Karte und schrieb einen Gruß und die Adresse an ihren Mann. Morgen konnte er die Karte haben, und wenn er gleich antwortete, war übermorgen Nachricht hier.

Gerta schlenderte noch ein wenig in den Straßen umher, besah sich die Läden und kaufte für Gert ein Spielzeug. Dabei sah sie, daß ihr Geld im Portemonnaie riesig rasch dahinschwand. Sie erschrak beinahe. Wenn das so fortging! Achtzig Mark im Monat waren nicht gar viel. Dazu mußte sie allerdings tüchtig mit Schriftstellerei verdienen. Sonst konnte sie und Gert hungern. Von ihrem Mann würde sie natürlich nie einen Heller annehmen. Schon aus Stolz nicht. Sie wollte ihm zeigen, daß sie sich und ihr Kind durchs Leben bringen könne. Wenn sie nur auch den André hier haben könnte! Aber der mußte schon im Herbst zur Schule — da war es schon schwieriger mit ihm.

Gert empfing sie mit einem Freudenschrei. Er war verweint im Gesicht, und Frau Möllner, die Wirtin, sagte, er wollte nicht essen und spielen. Er beachtete auch weiter das schöne Spielzeug nicht, sondern schmiegte sein verweintes Gesichtchen an Gertas Brust. Sie sprach nichts. Sie strich ihm nur leise begütigend über das schlichte, blonde Haar. Sie kam sich förmlich schuldig vor — hatte sie nicht die schöne Kindheit ihres Kindes zerstört? Gehörten nicht alle ins Vaterhaus?

„Nein, du mußt härter sein", sagte sie sich tausendmal. „Die Kinder hatten dich in letzter Zeit auch nicht im vollsten Maße!" Sie hatte sich ihrer immer zu entledigen gesucht, weil ein Zwiespalt in ihr gewesen, weil ihre Seele sich wund gekämpft hatte. Jetzt stand sie am Anfang ihres Zieles — nur weiter, nur nicht weich werden.

Frau Möllner fragte

„Wollen Sie mit uns zu Tisch essen, oder soll ich Ihnen allein servieren?"

„Das ist mir einerlei, liebe Frau Möllner, so wie es Ihre Hausordnung gibt."

„Je nun, das ist nicht immer gleich. Manchmal haben ja so Schriftsteller Ideen im Kopfe, die sie geschwind aufs Papier schreiben müssen. Da frag' ich schon immer an. Und manchmal wollen die Damens dann allein speisen. Heute wird Fräulein Frida Groner mit uns essen."

„Dann, bitte, wir auch."

Im Wohnzimmer war der Tisch ganz sauber gedeckt. Gert saß dicht bei seiner Mama. Die Schneiderin war lustig und guter Dinge. Sie war auch sehr hübsch mit ihren braunen Augen, der modischen Frisur. Als sie schon bei der Suppe saßen, kam Frida Groner herein. Es war ein blasses Mädchen, nicht mehr sehr junge, mit dunklen, leidenschaftlichen Augen, einfach frisiertem, dunklem Haar. Sie reichte Gerta freundschaftlich die Hand und sagte

„Ich kenne Sie schon ganz genau. Frau Alma hat eine Menge von Ihnen erzählt. Ich bin Ihre Kollegin, Schriftstellerin und Redakteurin. Doch ich will jetzt meine Stelle aufgeben."

„Weshalb?" fragte verwundert Gerta.

„Weil ich etwas Großes schreiben will. Da muß man Ruhe haben. Nichts darf mich da ablenken. Ich bin so. Vielleicht andere nicht. Das ist ja schließlich ganz individuell. Freilich ist die Sache gewagt. Denn wer weiß, ob ich jemals wieder eine so gute Stelle erhalte."

Frau Möllner reichte das Rindfleisch herum und sagte mütterlich: „Jetzt essen Sie nur ordentlich, Fräulein Frida, Sie sehen ganz blaß aus."

Frida Groner aß nun hastig und schweigend. Nach der Mahlzeit sagte sie zu Gerta:

„Ich habe noch eine Stunde Zeit. Wollen Sie nicht zu mir herüberkommen? Ich rauche gewöhnlich eine Zigarette."

„Sehr gern, nur will ich erst meinen Sohn zu Bett legen. Der kleine Schelm schläft mittags noch."

Die Schriftstellerin schien jetzt erst Gert zu bemerken. Mit einer weichen, mitleidsvollen Gebärde strich sie dem Jungen über den Kopf.

„Armes Kerlchen! Warum nehmen Sie ihn denn mit in den Kampf hinaus? Der wird Sie hindern, Sie werden sehen."

Gerta zuckte die Achseln. Ihr wurde schon wieder ganz weich ums Herz. „Ich glaube es jetzt schon selbst", sagte sie stockend, „doch ich werde mich nie von ihm trennen können. Nie."

„Da werden Sie auch nie etwas Großes leisten können. Denn Sie gehören auch zu den Menschen, die allein sein müssen, wenn sich in der Seele etwas vorbereiten, ändern will."

Als Gert in dem Bett, das Frau Möllner in Gertas Zimmer hatte aufstellen lassen, eingeschlafen war, ging Gerta zu Frida hinüber. Das Mädchen lag auf dem schmalen, harten Sofa und rauchte blaue Ringe in die Luft. Sie stand nicht auf, als die junge Frau eintrat.

„Setzen Sie sich, bitte, in jenen Schaukelstuhl. Und hier sind Zigaretten. Sie rauchen nicht? Ich muß es tun. Da fallen mir die originellsten Ideen ein. Den Stoff zu meinem Drama, das ich jetzt schreiben will, habe ich mir immer so ersonnen und weiter ausgesponnen."

„Was ist es? Ein Trauerspiel — Volksstück?" —

„Ein Volksstück. Oh, ich sage Ihnen — es wird mir gelingen. Es muß gelingen. Denn ich setze ja alles auf eine Karte, alles. Schon jahrelang habe ich gespart, jeden Pfennig zurückgelegt, um einmal mich nur etwas Großem widmen zu können. Nun habe ich so viel. Nun fange ich an. Wird das Stück angenommen, gut aufgenommen, so bin ich über dem Wasser. Wenn nicht" — —

„Was dann?" fragte Gerta beklommen. Denn in der andern Augen blitzte es eigentümlich auf.

„Das weiß ich noch nicht. Sprechen wir nicht darüber. Ich will alles, alles daransetzen, um etwas Gutes an die Oeffentlichkeit zu bringen."

Eine Weile saßen die beiden Frauen schweigend. Es kam Gerta fast komisch vor, wie sie hier mit der ihr völlig fremden Person zusammensaß, von der sie nie vorher gehört hatte, noch nie nach ihrem Namen vernommen. Sie fragte interessiert

„Schreiben Sie unter Ihrem Namen?"

„Nein, nicht unter meinem altmodischen, gewöhnlichen. Mein Pseudonym ist [illegible]. Sie kennen es nicht? Ich schrieb bis jetzt nur für die Zeitschrift, an der ich arbeite, kleine Sachen."

„Warum schreiben Sie nicht lieber einen Roman? Das kommt mir leichter und einträglicher vor."

„Ja, aber der Roman kann noch so gut durchdacht und ausgeführt sein, wie er will, wenn Sie keinen halbwegs bekannten Namen haben, nimmt ihn keine bedeutende Redaktion, kein Verleger wagt ohne Herstellungskostenbeitrag seine Herausgabe. Und — nehmen wir an — er wird angenommen und kommt in Buchform heraus — was haben Sie erreicht? Ein verzweifelt mäßiges Honorar im Gegensatz zu Ihrer Arbeit. Nach kurzer Zeit erlischt das Flämmchen und Sie können wieder anfangen. Anders beim Theaterstück. Das sehen und hören Tausende, wenn es angenommen wird — es geht über viele Bühnen, man kann über Nacht berühmt werden — und reich! Das bringt etwas ein!"

Mit glühenden Augen starrte Frida ins Leere. Dann sprang sie plötzlich auf, griff nach einem Bleistift und einem Stück Papier und begann zu schreiben, ohne mehr weiter auf Gerta zu achten. Die stahl sich dann hinaus. Sie wollte die andere nicht stören. Sie konnte ja von sich selbst aus die momentanen Einfälle, die man gleich notieren mußte, wollte man sie nicht wieder ins Dunkel des Vergessens zurücksinken lassen.

Am Nachmittag kamen die mitgebrachten Möbel von zu Hause an. Gerta begann mit Feuereifer ihre Zimmer zu schmücken, und jauchzend half ihr der Knabe. Bei jedem Stück aus der Heimat feierten sie ein freudiges und zugleich trauriges Wiedersehen. Als alles wohnlich und hübsch eingerichtet war, rief Gert

„Und wo ist Papi? Und André?"

„Sie kommen bald, mein Liebling, bald."

Und Gerta erfaßte plötzlich eine mächtige, qualvolle Sehnsucht nach dem verlassenen Manne und dem noch verlasseneren Knaben. Da half kein Wehren und Sträuben. Ihr Herz hing doch noch zu fest an den Ihren. Doch das würde sich mit der Zeit ändern, wenn sie nur erst recht viel Arbeit hatte, daß nicht viel Zeit zum Denken und Sehnen blieb. Fröhlich wollte sie sein und dem Kerlchen da eine gute Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe durch den Draht.

Daß die Liebe selbst inmitten der schweren und aufreibenden Arbeit der Fernsprechämter und der Telegraphenapparate sich seine Stätte erobert, zeigt eine englische Zeitschrift an einigen romantischen Beispielen. Die Liebe durch den Draht fordert alljährlich ihre Opfer; erst vor wenigen Jahren wurde durch einen solchen Fall dem Londoner Fernsprechamt eine sehr tüchtige junge Beamtin entführt. Ein in England weilender Amerikaner war von dem Wohlklang der Stimme, die ihm bei seinem Anruf beim Amte stets antwortete, so begeistert, daß er jeden Vorwand benützte, um die unbekannte Telephonistin anzuklingeln und ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Er verliebte sich geradezu in die Stimme; und das Ende des Abenteuers vollzog sich dann ohne die Vermittlung des Drahtes, ein Redezvous wurde verabredet: und das Ende begleiteten die Hochzeitsglocken. Immerhin war hier der Klang und die Wirkung einer menschlichen Stimme im Spiele; viel merkwürdiger ist es, daß auch die Telegraphie als Ehestifterin Erfolge verzeichnet. In England erzählt man im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe von Fällen, in denen Telegraphenbeamte junge Telegraphistinnen heirateten. Es scheint fast, daß die Beamten ein sehr sicheres Gefühl dafür haben, ob am anderen Ende des Drahtes ein Mann oder eine Frau telegraphiert; den Anfang machen dann ein paar Scherztelegramme — bis oft genug der Standesbeamte die Pflichtvergessenen zusammentut.

— In Frankfurt a. O. versuchte der 20jährige Handlungsgehilfe Max Höpte die 31jährige Kellnerin Magda Genge in ihrer Wohnung durch vier Revolverschüsse und mehrere Messerstiche zu töten, weil sie sich mit einem anderen verlobt hatte. Sie wurde schwer verletzt in das Krankenhaus geschafft. Höpte, der sich nach der Tat selbst zu töten versuchte, aber nur leicht verletzte, wurde verhaftet.

— In der Leihbibliothek. Backfisch: „Bitte, geben Sie mir das Buch da in dem roten Einband . . . . das ist gewiß eine Liebesgeschichte!"

Als sollte es ein Zeichen sein.

Ein Erlebnis in der Sommerfrische von Alfred [illegible].

Elfriede äugte verstohlen, während sie in kleinen Bissen ihre ziemlich umfangreiche Portion Himbeeren kleinkriegte, zum andern Ende der Tafel hinunter. Natürlich, sie war neugierig . . .

Es war ihr ja tatsächlich nicht zu verargen. Es gab doch endlich eine Abwechslung, vielleicht gar, hoffte sie, ein Ereignis. Schon ein paar Male, besonders in den ländlichen, beklommenen Abendstunden hatte die junge Dame so eine Art, wie sie ungewiß definierte, Langeweile verspürt. Weiß Gott! immer so unter diesen langsamen, nur erholungssüchtigen und nur trägen [illegible] würdigen Leuten herumzusitzen und die häuslichen oder gediegenen Gespräche der Mutter und des klugen, abgeklärten Professors anhören zu müssen, war allmählich doch zu dumm geworden.

Jetzt saß also dort am andern Tafelende der neue Gast. [illegible] und belustigt saß er dort, und gar nicht neulingsmäßig . . . Elfriede hatte abgezählt, das Dutzend war jetzt gerade voll. Ein Dutzend Sommerfrischler, auf den Mann . . und auf eine größere Zahl war ja wohl das enge, altmodische und weltverlorene Kurhaus auch gar nicht eingerichtet.

Der neue Mann mußte sich wohl oder übel eine detaillierte Musterung gefallen lassen. Er ließ sie mit Humor über sich ergehen. Schon beim Braten hatten die Herrschaften so ziemlich alle wissenswerten Geheimnisse aus dem Grünling herausgeholt. Daß er ein Maler sei, ein Künstler also, ein Großstädter sogar, wurde wohlgefällig vermerkt.

Und der Maler quittierte in behaglicher Stimmung die Aufmerksamkeit, die er da erregte. Es machte wahrhaftig Spaß, so im Mittelpunkt bürgerlicher Bewunderung zu stehen.

Gregor verfehlte denn auch nicht, für seinen Teil seine Mitgäste auszuhorchen und sich in die Verhältnisse einweihen zu lassen. Als das Dessert an die Reihe kam, wußte er schon, ohne sich sonderlich bemüht zu haben, die sämtlichen Verwandtschaftsgrade, Berufe, Geschäfte . . . und was sonst an Aufklärung nötig war. Es gab wirklich fast kein Geheimnis mehr. Und daß zwischen dem Professor dort drunten, der mit seinem großen, blonden Vollbart sehr stattlich der Tafel präsidierte, und der einzig vorhandenen jungen Dame, die dort in der Nähe saß, sich ernste Fäden angesponnen hatten, hätte der Maler bald herausgebracht, ohne daß es ihm von der dicken, aufgedonnerten Frau Rat so geheimnisvoll zugewispert worden wäre.

So war also die allgemeine Lage . . . Da ließ sich denn das Programm für die zwei, drei Wochen, die Gregor vorgesehen hatte, rasch und bequem aufstellen.

Sicher, irgendwelche Sommerabenteuer standen nicht in Aussicht. Gregor taxierte noch einmal die junge Dame, als sie gerade wieder ihre neugierigen Augen heraufgehen ließ. Kleinstädterin, kalkulierte er. Sie hat Gemüt, was so heißt, und scheint klug und aufgeweckt und voll Leben. Wirklich, der Professor hat recht, sie hat Herz und Zeug zur Hausfrau, es wird eine solide Ehe . . . Viele Kinder . . . Aber dann stutzte er plötzlich: Alle Wetter! brillante Augen hat sie . . .

Der Maler in ihm war erwacht. Und Elfriede schrak recht zusammen, als sie ihre Augen so heftig und jäh festgehalten fühlte, und beugte das rotangehende Gesicht schnell über ihren Teller . . .

Und dann hielt er die nächsten Tage sein Programm getreulich ein und gedieh, er spürte es, an Leib und Seele. Er ließ sich nur so aufs schöne Leben los, schlief, faulenzte, vegetierte, streunerte die Gegend ab, die paar versteckten Dörfchen, und die wenig begangenen, unversehrten Tannenwälder auf der Höhe, und gab sich mittags und abends an der Tafel und später im kleinen, dunkelnden Kurgärtchen, wenn die Gesellschaft sich bei ruhigen, schönbürgerlichen Abendgesprächen fortplauderte, in verschwenderischen Launen und Stimmungen aus. Es gehörte sich so . . .

Am nächsten Morgen war er dann wieder irgendwohin ausgeflogen . . . .

Inzwischen ging der Professor mit bedächtigen Schritten aufs Ziel. Nur keine Eile redete er sich zu . . . Wer so in die vollen Jahre gekommen ist, hat doppelte Ueberlegung notwendig.

Der Herr Professor war eben tatsächlich von seinen vielen Jahren schon etwas angesteckt . . .

Und dann geschah es langsam . . . Ein Wunder war es ja am Ende nicht . . . Elfriede hatte knapp ihre achtzehn Jahre, in ihrem Herzen abenteuerte es, ob sie wollte oder nicht. Der Professor, so sehr sie ihn schätzte und würdig fand und als akzeptablen Hausherrn goutierte, war doch immer, ohne daß sie es natürlich in klaren Gedanken zugab, mit seiner nüchternen, erlebnisfernen Absichtlichkeit so eine Art Dusche auf ihr sprudelndes Gefühl gewesen . . . Ja . . . und Gregor war jung, war Leben, war anders, war das Abenteuer, irgendwie . . .

Sie hat brillante Augen! so hatte es beim Maler angefangen. Es waren helle, kindlich gefüllte Augen, die immer fragten und voll seltsamer, wechselnder Schatten hingen.

So sah er am Anfang nur die Augen, die ihm aber, so oft er sie halten wollte, rasch davonflogen. Und er war gereizt . . . Ja, auf seinen einsamen Spaziergängen hingen diese blauen Spiegel plötzlich irgendwo zwischen den Blumen, daß er sich bald nicht mehr auskannte.

Sie ist eine hausbackene Kleinstädterin, ergrimmte er sich dann, sie soll ihren Professor heiraten, da paßt sie hin . . . Sie soll mich in Ruhe lassen . . . Und er hieb mit seinem derben Bergstock grimmig in die Luft hinein, als müßte er da irgendein Gespenst in die Flucht schlagen. Und wenn er dann am Abend mit dem Professor zusammenkam, wurde er verlegen und fühlte sich irgendwie in Schuld.

Was nützte es ihm! Eines Tages saß er im Tale, ein halbes Stündchen vom Kurhaus ab, auf der Bank, die dort, primitiv genug, zwischen den Tannen aufgezimmert war, und neben ihm saß Elfriede. Es war nun zwar kein außergewöhnliches Ereignis, sie hatten schon oft gemeinsame Spaziergänge unternommen . . . . . Aber heute sahen sie und sprachen nicht, nur sein rechter Arm, der auf der Rücklehne der Bank lag, berührte ganz leicht die Schultern des Mädchens . . . Sonst nichts . . .

Und andere Tage kamen . . .

Gregor wurde dieses merkwürdige Schuldgefühl nicht los. Als wäre er ein Eindringling oder ein Dieb.

Elfriede ging in einem leisen, fast sichtbaren Glanz umher. Es waren ja keine bestimmten, faßbaren Gedanken, die sie hatte, es lag aber irgendwie in der Luft, es strömte mit jedem Atemzug in sie herein. Und sie brauchte und wollte auch nicht mehr. Für deutliche Gedanken, sie spürte es von fern, waren diese Dinge nicht.

Aber dann geschah es an einem späten Nachmittag, als über die Talwiese von den jenseitigen Tannen heraus schon die ersten blaßblauen Schatten liefen, daß der Professor, wie es übrigens schon vorher ein paar Male geschehen war, dem jungen Paar begegnete, das gerade vom nächsten Dorf zum Kurhaus heimging. Es war der ganz gewöhnliche Spaziergang gewesen, den Gregor ja täglich, einmal mit der Mutter, einmal mit Elfriede, gelegentlich mit dem Professor oder dem und jenem Kurgast, wie es sich traf, in diesen sich abkühlenden Stunden zu machen pflegte. Ein Spaziergang innerhalb der großen Familie gewissermaßen, der keiner Erklärung bedurfte.

Und auch heut war kein besonderer Tag . . . Nur stockte der Professor, der zuerst mit einem freundlichen Wort vorbeigehen wollte, einen Augenblick, als wäre ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, setzte aber dann doch seinen Weg fort. Nach einigen Schritten blieb er nachdenklich stehen, drehte sich um und schaute dem Pärchen nach, das in diesem Augenblick von der breiten Talstraße auf den Wiesenpfad zum Kurhaus hinauf abbog und jetzt über den Rand der blassen Bergschatten in den noch beglänzten Wiesenhang hinaustrat. Es war dem Professor fast eine Offenbarung.

Und plötzlich stieg ein leichter Schmerz, sehr physisch, ein fernes Gefühl der Ermüdung, in ihm empor. Fast eine Mahnung. Und mit zäher Bewegung, einen festen Entschluß in den Augen, setzte er sich zum Kurhaus heim in raschen Gang.

Nach dem Abendbrot hatte er dann seine Unterredung mit der Mutter . . . Es regelte sich schnell . . . Elfriede wurde gerufen . . .

Sie stand, als ihr die Eröffnung gemacht war, mit blassen Wangen und betroffenen Augen. Sie wollte sprechen und suchte, wußte aber keine Worte. Die letzten, süßen Tage, sie spürte es, sie sah es fast, schwammen ihr langsam fort. Und plötzlich, sie wußte es nicht, wohin, brach sie in Tränen aus . . . Sie weinte laut . . .

Der Professor war erschüttert: „Komme ich zu spät?" Ganz klar sah er endlich die Dinge . . .

„Ich weiß nicht . . . Ich weiß ja nicht . . ." flehte das Mädchen. Dann sagte es mit schmerzlicher Betonung: „Nein . . . Nein . . ." ging aber gleich aus dem Zimmer und in die Kammer hinauf . . .

So waren also die Dinge unterwegs. Bis in die späte Nachtstunde saßen der Professor und Gregor auf der Veranda beim Wein, der bläulich, von einem sehr klaren Mondschein gefärbt, in den Gläsern stand. Und der ältere Mann erzählte . . .

Eigentlich, es war ein kleines, schwungloses Dasein . . . Nüchterne Jugend, früh erkannte und früh ergriffene Pflicht, viel Resignation auf die Dinge des schönen Lebens, wenig gegebene, wenig empfangene Liebe, ein Leben, arm an verlockenden Gelegenheiten, und zuletzt ein wenig Hoffnung noch, die auch schon Stück um Stück abzubröckeln begann, bis Elfriede kam . . .

Und Gregor saß und hörte zu . . . Es waren schlechte, mühevoll gezwungene Worte, etwas müd und immer mit dieser scheuen, stummen Bitte . . . Und Gregor hörte zwischen die Worte hinein.

Als die nächste Frühe die Nebel von der Wiese aufhob und dort schon, zwischen den Glanzrädern der Nebelrisse durch, ein Fleck Sonne aufs nasse Gras fiel, schritt der Maler mit langen Schritten den Pfad hinauf, der hinterm Kurhaus ziemlich schnell zur Höhe und in die Tannen stieg. Oben sah er zurück, da hatte das Haus unter ihm ein ganz rotglühendes Dach . . .

Als sollte es ein Zeichen sein . . .

Eine Reiterin im Hochsommer. Wenn wir auch kaum annehmen, daß viele unserer deutschen Hausfrauen für die Reitkunst schwärmen, dürfte es doch interessieren zu erfahren, wie sich das sog. „smart set" kleidet, wenn es diesen beliebten Sport ausübt. Das hier abgebildete Reitkostüm ist aus grau und weiß gestreiftem Worsted; der weiße Filzhut harmoniert mit dem weißen Kragen und den weißen waschbaren Handschuhen. Unter dem Coat werden Reithosen getragen, welche in den oberen Teil der hohen Reitstiefel passen.

Wird neu verjüngt.

Moderne Verbesserungen in einem vergessenen Weltbad.

Ueber die Neuverjüngung eines beinahe vergessenen Weltbadeorts plaudert ein Korrespondent aus Spa:

Wie eine alte adlige Dame, die einst glänzende Zeiten gesehen hat, plaudert Spa heute von seinen vornehmen, einstigen Beziehungen. In einem wundervollen Park vergraben liegt ein stilles Hotel, das ganz wie ein Schloß anzuschauen ist, und an einem Pfosten des reichgeschmiedeten Eingangstores steht in goldenen Lettern auf Marmor, daß hier der König von Belgien, der König von England und auch der Kaiser Napoleon gewohnt habe. Mitten in der Stadt stehen noch alte Patrizierhäuser mit vornehmen Allüren und etwas verwelkter Grazie. Und wieder plaudern die Marmortafeln am Eingang, wieviel Könige und Kanzler, wie viele Berühmtheiten aus aller Welt einst in diesen uns einfach amutenden Räumen und Korridoren auf- und abgewandelt sind, als Spa, das glänzende, mondäne Spa, das Spa der Spiele, den Mittelpunkt aller eleganten Welt bildete. Mitten in der Stadt steht ein zierlicher, kleiner Tempel, der liebevoll, als beschütze er ein richtiges Heiligtum, die „Peter der Große Pouhon-Quelle" umschließt, in der die Kohlensäuregase sprudeln. Es ist der berühmte Brunnen, durch den Peter der Große Heilung fand, weshalb er der Stadt Spa eine Marmortafel sandte, worauf zunächst einmal die Titel und Heldentaten des autokratischen Russen und dann ein regelrechtes Anerkennungsschreiben zu lesen waren. In der Nähe des Brunnens hängt ein Riesenbild, auf das alle hohen Fürstlichkeiten und weltberühmten Leute friedlich nebeneinander hingemalt sind, die im Laufe von drei Jahrhunderten diese Bäderstadt mit der glanzvollen Vergangenheit aufgesucht haben. Einige Straßen weiter, auf einem jetzt friedvollen, einst durchflutendes Leben bewegten Platz, ist ein schöner Monumentalbrunnen aufgebaut, der eigentlich nur dazu dient, in seinen kraftvollen Armen eine in Stein gemeißelte Fremdenliste der großen Männer und Frauen (vom siebzehnten Jahrhundert an bis zur Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs) zu geben. Das Kurhaus, der Bädersaal und das Theater sind noch Träume aus jenen Tagen. In einer fast hochmütig einfach ausgestatteten Spielstube glaubt man noch die Herren mit dicken Krawattenverbänden über ihren Vatermödern und die Damen mit ihren drängenden Krinolinen zu sehen. Auch die prachtvollen Promenaden verraten die in ihren Bezeichnungen noch die Tage der Vergangenheit.

Lange haben die Bewohner von Spa gejammert, man solle ihnen die Spiele wiedergeben, damit das alte Gold von Spa neu funkeln könne. Jetzt ist man vernünftiger geworden und hat zu besseren Mitteln gegriffen, um das alte Spa wieder neu zu beleben. Vor allen Dingen hat die Regierung seit einem Jahre neue Züge eingelegt, so daß von Köln und Brüssel aus Spa nun endlich in normaler Zeit erreichbar ist. Und Spa selbst hat sich geschmückt und beginnt zu lächeln. Neben die Vauxhall aus dem Jahre 1776, die vor hundert Jahren die ausschweifendsten Vergnügungen kannte, und den Salon Levoz von 1789 hat man nun den neuen Kursaal groß und praktisch aufgebaut. Sorgsam hat man darauf geachtet, daß das neue Tun die alten versonnenen Geister nicht störe. Eine blitzblanke elektrische Tram fährt nun über die Höhen hinweg, und weithin blickt man während der Fahrt in das Tal hinab, wo die gut gepflegten Anlagen um den Warfaaz-See, die Marie Henrietten-Quelle und die Sauvenière und Tonnelet-Quelle in der Tiefe der Talmulden erscheinen.

Die freien Höhen im Süden der Stadt werden allmählich von Villen besiedelt und im toten Spa beginnt sich wieder neues Leben zu regen. Drei Theater spielen: die Oper im Festsaal, die Operette im Kasino und das Freilufttheater; es gibt Pferderennen und „Concours Hippiques", darunter der „große Tag" vom 3. August mit Preisen von 100,000 Francs, Schnitzeljagden, Blumenschlachten und leider auch Taubenschießen werden arrangiert. Dann gegen Ende August kommt die große Automobil-Woche. Dann rattert und pustet es in allen Straßen und Chausseen und der charakteristische Wohlgeruch des Benzins liegt in den Lüften.

— Recht teuer ist einem Pariser Zeitungsverkäufer ein ihm jüngst entschlüpfter, nicht gerade salonfähiger Ausdruck zu stehen gekommen. Der gute Mann wurde von einem Polizisten aufgefordert, sich weiter zu bemühen. Diese Aufforderung ergeht an jeden Straßenhändler, der länger als nötig auf einer Stelle stehenbleibt. Offenbar ging das Geschäft schlecht, denn in seiner üblen Laune rief der „Pressevertreter" dem Hüter der öffentlichen Ordnung ein recht deutliches „Ta gueule!" zu. Dieser etwas unhöfliche Ausdruck kommt so ziemlich unserm derben „Maul halten!" gleich. In seiner Würde tief beleidigt, erstattete der Beamte Anzeige, und der Monsieur wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Der Delinquent legte Berufung ein. Professor Brunot von der Sorbonne sollte nun als Sachverständiger entscheiden, ob der Ausruf eine wirkliche Beleidigung enthalte. In seinen Ausführungen legte der Gelehrte dar, daß derartige Ausdrücke bei Leuten aus dem Volke sehr gebräuchlich seien. Seiner Ansicht nach habe der Zeitungsverkäufer nicht die Absicht gehabt, beleidigend zu sein, als er dem auf der gleichen Bildungsstufe stehenden Polizisten „Ta gueule!" zurief. Trotzdem fügte das Appellationsgericht dem ursprünglichen Urteil von sechs Monaten noch weitere sechs hinzu.